

Schnauben übrig.

Der Ausgrabungsleiter neigte den Kopf und sah Lenzi mit zusammengekniffenen Augen an. »Sind Sie hier, um sich unsere bereits gefundenen Exponate anzuschauen?«

Der Bürgermeister hielt dem Blick mit ausdrucksloser Miene stand. Schließlich schob sich eine Hand aus den Tiefen seiner Hosentasche – nur um rüde abzuwinken. »Was interessiert mich der alte Plunder. Ich will wissen, wann Sie hier endlich fertig sind, damit die Bauarbeiten fortgesetzt werden können.«

»Nun ja.« Manzini kratzte sich nachdenklich den Nacken. »Es ist ein ziemlich großes Gebiet, und überall, wo wir unsere Arbeit beginnen, stoßen wir auf neue Fundstücke. Es hat beinahe den Anschein, als wäre der ganze Bereich interessant für uns.«

»Dann brauchen Sie eben mehr Leute«, warf der Bürgermeister ein. »Um schneller fertig zu werden.«

Damit brachte er den Archäologen zum Lachen.

Doch statt Manzini antwortete die Assistentin: »Wenn es doch nur so einfach wäre, Signore Lenzi.« Ihre Mundwinkel schoben sich nach unten. »Sie haben keine Vorstellung davon, wie schwierig es ist, an Mitarbeiter zu kommen.«

Wieder schnaubte Lenzi. »Und wann gedenken Sie, hier fertig zu werden?«

Der Ausgrabungsleiter hob beschwichtigend die Hände. »Wir versuchen, so schnell zu arbeiten, wie es nur geht. Das können wir Ihnen versichern. Und Sie können sich ebenso sicher sein, dass wir bereits Funde von unschätzbarem Wert entdeckt haben.« Er funkelte den Bürgermeister an. »Erst heute Morgen haben wir Überreste einer Gürtelschnalle gefunden, bei der wir davon ausgehen, dass sie einst einem römischen Zenturio gehört hat.«

»Gürtelschnalle.« Lenzis Gesicht strahlte Entsetzen aus, doch Enzo nickte eifrig. »Wollen Sie sie sehen?«

Lenzi schüttelte den Kopf.

Matteo ärgerte sich. Er hätte die Gürtelschnalle zu gern gesehen. Als glühender Fan der Asterix-Comics brannte er für die alten Römer.

»Aber dieser Fund ist wirklich äußerst selten«, appellierte der Archäologe weiter an den Bürgermeister. »Es könnte nämlich bedeuten, dass genau hier an dieser Stelle«, sein Zeigefinger richtete sich zum Boden, »einst eine römische Garnison ihr Lager aufgeschlagen hatte. Vermutlich um ...«

Seine Assistentin strich ihm sanft über den Arm und lächelte ihn an. »Lass nur, Enzo. Ich glaube nicht, dass der Sindaco Zeit für derartige Erläuterungen hat.«

»Ganz recht«, stimmte Lenzi zu. »Die habe ich als Bürgermeister tatsächlich nicht. Zeit ist nämlich Geld. Und nehmen Sie es bitte nicht persönlich. Aber jeder Tag Ihrer Anwesenheit kostet meine Gemeinde viel Geld. Das kann ich nicht länger als unbedingt nötig hinnehmen. Dafür haben Sie sicherlich Verständnis.«

Die Assistentin nickte, doch Enzo wiegte den Kopf hin und her. »Sie müssen aber auch Verständnis dafür haben, dass unsere Arbeit einem weitaus höheren Zweck dient. Nämlich dem Erhalt der Geschichte Italiens.«

»So?« Lenzi verzog das Gesicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen. »Machen wir uns nichts vor«, sagte er. »In der ganzen Toskana gibt es doch keinen Quadratmeter Erde, in dem nicht irgendwelcher Plunder von Römern oder Etruskern steckt. Unsereins muss schließlich im Hier und Jetzt leben und über die Runden kommen.«

»Selbstverständlich, Signore Lenzi.« Die Frau nickte. »Wir setzen alles daran, unsere Arbeit so schnell zu erledigen, wie es nur geht, damit die Bauarbeiten ganz rasch wieder vonstattengehen können.«

Der Bürgermeister hob den Finger und drohte Enzo beinahe damit. »Ich kann Ihnen nur sagen, dass Signore Hugo Gambino, der Bauherr dieses Projekts, alles andere als begeistert darüber ist. Denn hier geht es wirklich um viel Geld.«

Matteo wollte etwas Beschwichtigendes beisteuern, weil ihm Lenzis Aussage wie eine absolut deplatzierte Drohung vorkam, doch der Bürgermeister war noch nicht fertig. »Es mag ja sein, dass die Gürtelschnalle eines römischen Centurios von unschätzbarem Wert für das italienische Kulturgut ist. Die Spritzgussanlage aber, die hier errichtet werden soll, ist von nicht minder erheblichem Wert für die italienische Wirtschaft. Und die ist in den letzten Jahren ohnehin schon gebeutelt genug gewesen. Finden Sie nicht auch?«

»Sie können die historische Kultur dieses Landes doch nicht mit der Wirtschaft vergleichen«, echauffierte Enzo sich. »Wir haben uns an gegebene Gesetze zu halten. Die Hinterlassenschaften unserer Vorfahren sind das letzte Zeugnis vergangener Zeiten. Ist es nicht schon schlimm genug, dass die letzten Überreste der Vergangenheit hierzulande überall durch Baggerschaufeln unnötiger Bauprojekte zerstört wurden?«

»Unnötig?« Lenzis Gesicht lief rot an. »Haben Sie eine Ahnung, was Gambino unserer Gemeinde jährlich an Steuern zahlen wird, sobald die Anlage steht?«

»Zum Glück gibt es Denkmalschutzgesetze«, sagte Enzo in ruhigem Tonfall. »Und ich kann nur noch einmal betonen: Uns ist wirklich daran gelegen, unnötige Verzögerungen und Kosten zu vermeiden.«

»Was passiert denn überhaupt mit all den Dingen, die sie ausbuddeln?«, fragte Matteo interessiert.

Die Assistentin grinste ihn an. Vermutlich war sie froh um Matteos Bemühung, vom Thema abzulenken. »Die bei einer Grabung entdeckten Funde sind natürlich Eigentum des Landes und werden fachgerecht gereinigt, archivfertig aufbereitet und schlussendlich der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt.«

»Und sind da mitunter auch echte Schätze dabei?«, fragte Matteo weiter, doch mit dieser Frage erntete er ein Kopfschütteln.

»Materielle Werte wie einen richtigen Schatz, entdecken wir so gut wie nie«, gab Julietta zu. Doch sogleich erhellte sich ihre Miene. »Aber unschätzbar ist dagegen meist der wissenschaftliche Wert der archäologischen Funde.«

Matteo nickte verständnisvoll. Er hatte das Gefühl, dass der Beruf des Archäologen ganz nach seinem Geschmack wäre. Ständig an der frischen Luft, immer an anderen Orten. Schon als Kind hatte er gerne im Sandkasten gewühlt.

Lenzi schnaubte leidvoll über Matteos Gedanken hinweg. »Können Sie mir denn wenigstens sagen, wie lange Sie glauben, dass Sie hier noch mit Ihrer Buddelei

beschäftigt sind?«

Enzo zögerte. »Wer kann das schon so genau wissen? Wochen. Monate. Ein halbes Jahr.«

Mit jedem Wort zuckte der Bürgermeister zusammen. Matteo sah, wie die Farbe aus seinem Gesicht verschwand.

»Momentan ist es so, dass wir beinahe bei jedem Spatenstich auf etwas Interessantes stoßen«, fügte Julietta hinzu. »Das kann aber schnell vorbei sein.«

»Oder aber«, warf Enzo ein, »wir finden etwas wirklich Bedeutendes wie einen alten Bauernhof, ein antikes Bad oder – besser noch –«, ein unbestimmter Glanz stahl sich in seine Augen, »eine Villa.«

Lenzi war nunmehr kreidebleich, was auch der Ausgrabungsleiter zu bemerken schien. »Keine Sorge, Signore, das kommt wirklich höchst selten vor. Aktuell gibt es keinerlei Aufzeichnungen, die darauf hinweisen, dass diese Gegend einst so bedeutend war, dass ein hochgestellter Römer hier gelebt hätte. Ich meine, schauen Sie sich um, hier sagen sich Fuchs und Hase Gute Nacht.«

»Nun ja.« Matteo fühlte sich ein wenig in seiner Ehre gekränkt. Immerhin war er hier groß geworden.

»Gut«. Zumindest der Bürgermeister schien sich damit zufriedenzugeben. Ohne ein Wort des Abschieds wandte er sich ab und marschierte in Richtung des Parkplatzes.

Matteo blieb noch eine Weile entschlossen stehen und sah ihm nach, wobei sein Blick wieder auf die parkenden Autos fiel. »Der Fiat Nuova 500, der da steht.« Er wandte sich an den Ausgrabungsleiter. »Ist das Ihrer?«

Ehe er etwas sagen konnte, trat seine Assistentin einen Schritt nach vorn. »Nö, das ist meiner!« Eine große Portion Stolz schwang in ihrer Stimme mit.

Matteo sah sie beeindruckt an. »Das ist ein wunderschönes Auto. Ein echter Klassiker.«

»Danke!«

Er fuhr sich über seinen Bartschatten und betrachtete den Wagen nachdenklich. Eine Idee geisterte in seinem Kopf herum. Diese kleine Knutschkugel wäre der perfekte Wagen für Schwester Isabella. Dann müsste sie nicht die ganze Zeit mit dem alten Fahrrad ins Dorf fahren. Er wandte sich Julietta zu: »Sie könnten sich nicht zufällig vorstellen, diesen Wagen zu verkaufen?«

Die Assistentin grinste unentwegt weiter. Souverän, entwaffnend und sympathisch. Ebenso souverän kam ihr das »Nein, um nichts in der Welt« über die Lippen.

Matteos Enttäuschung hielt sich in Grenzen. Solch ein Schätzchen hätte er auch nicht einfach so weggegeben.

Er wollte sich gerade von den beiden verabschieden und sich dem Bürgermeister anschließen, als sein Handy aufklingelte. Also musste ein kurzes Nicken zur Verabschiedung reichen, während er in der Hosentasche nach seinem Mobiltelefon wühlte. »Isabella«, rief er der Schwester freudig entgegen, als er ihren Namen auf dem Display gelesen hatte. »Wo brennt's denn?«

»Gar nichts brennt hier«, kam ihre Stimme hektisch aus dem Hörer. »Im Gegenteil, hier steht alles unter Wasser. Du kennst nicht zufällig einen fähigen Klempner?«



3

Es herrschte Ausnahmezustand. Und so hatten sich die Schwestern im Kapitelsaal eingefunden und hielten Kriegsrat. Binnen kürzester Zeit hatte sich der Rohrbruch als eine handfeste Katastrophe herausgestellt. Entsprechend schlecht war die Stimmung unter den Schwestern.

»Die Gäste beschwerten sich schon«, jammerte Schwester Immacolata. »Und das vollkommen zu Recht. Seit Stunden gibt es kein Wasser mehr.«

»Weil wir den Haupthahn abdrehen mussten«, erklärte Schwester Hildegard, nicht zum ersten Mal in der letzten halben Stunde. »Das ist nun mal ein altes Gebäude, und es gibt nur eine einzige Wasserzufuhr.« Sie seufzte schicksalsergeben. »Zumindest haben wir im Keller nichts gefunden.« Ihr Blick richtete sich auf Isabella, die stumm den Kopf senkte.

In der Tat war das ein großes Problem. Denn was Hildegard verschwie, war, dass das Ventil des Absperrhahns beinahe abgebrochen wäre, als sie es zudrehten. Ebenso die Tatsache, dass ein großer Teil des Versorgungskellers unter Wasser stand. Denn durch die Wand oberhalb des Ventils hatte sich ebenfalls das Wasser gedrückt. Demnach vermutete Schwester Hildegard, dass das Rohr mehr als nur eine undichte Stelle hatte und am besten ganz ausgetauscht werden sollte.

Zunehmend wurde Isabella sich der Tragweite des Geschehens bewusst. Sie mussten ein komplett in der Wand verborgenes Rohr austauschen.

»Aber die Gäste wollen auf die Toilette.« Schwester Agnieszka hatte die Arme vor der Brust verschränkt und sah Schwester Hildegard so wütend an, als wäre sie höchstpersönlich an alledem schuld. »Sich die Zähne putzen«, führte sie an. »Duschen.«

Schwester Hildegard gab bei jedem weiteren Wort ein Schnauben von sich.

Isabella schüttelte bedauernd den Kopf. Vor allem tat sie sich selbst leid. Denn ihre Zelle war so überschwemmt, dass sie fürs Erste nicht bewohnbar war. Momentan war sie bei ihrer Freundin Agnieszka untergebracht, weil kein anderes Zimmer mehr frei war. Doch ein Dauerzustand war das nicht. Denn nicht nur sie musste bei ihrer Mitschwester Unterschlupf finden, sondern auch der Bernhardiner.

»Dann sollen sich unsere Gäste eben fürs Erste auf das Wesentliche beschränken«, erklärte Schwester Hildegard in sachlichem Tonfall.

»Katzenwäsche«, warf Schwester Immacolata mit verkniffenem Grinsen ein.

Isabella war der Verzweiflung nahe. Ausgerechnet jetzt musste solch ein Unglück passieren, wo sie bis auf das letzte Zimmer ausgebucht waren. Es musste eine Lösung her. Augenblicklich!

Sie drehte sich zur Seite und betrachtete Filomena, die direkt neben ihr saß. Es war ein Trost zu wissen, dass sie sich fortan nicht mehr allein um die Geschicke des Klosters kümmern musste. Trotz der anfänglichen Probleme, die sie miteinander hatten, waren sie und Filomena zu einem eingeschworenen Team zusammengewachsen. Einem Team, das keine Nummer eins kannte.

Noch immer war Isabella ein klein wenig darüber verwundert, welche Wandlung Filomena hinter sich hatte und dass sie Isabellas Ideale, ohne mit der Wimper zu zucken, angenommen hatte. Nur auf die schwere Kreuzkette, die eine Äbtissin von den anderen Schwestern unterschied, hatte sie nicht verzichten wollen. Und mit dieser spielte Filomena gerade, während sie den Gesprächen ihrer Mitbewohnerinnen lauschte.

Isabella hob den Blick, betrachtete die Strahlen, die sich wie Lichtspeere durch die Rundbogenfenster warfen. Es war schon eine ganze Weile her, seit sie sich das letzte Mal in diesem Saal getroffen hatten. Der Einfachheit halber wurden sämtliche Besprechungen im Refektorium abgehalten. Meist zur Mittagszeit, da sie dann ohnehin gemeinsam zusammensaßen.

Doch alle waren sich darüber einig, dass die derzeitigen Umstände besser fernab der Hotelgäste besprochen werden sollte, da sie ebenso wie die Schwestern uneingeschränkten Zutritt zum Refektorium hatten und einige von ihnen noch immer am Frühstückstisch saßen.

»Das ist ein unhaltbarer Zustand!« Damit sprach Schwester Giovanna das aus, was wohl alle dachten. »Wir brauchen dringend fließendes Wasser.«

Schwester Immacolata, die älteste unter ihnen, winkte lachend ab. »Was regt ihr euch auf?«, sagte sie. »Früher hatten wir nur den Brunnen. Fließendes Wasser – dass ich nicht lache!« Tatsächlich lachte sie. Und zwar ruppig und scheppernd. Als würde man eine Wäschetrommel einen Abhang hinabrollen, in die man zuvor eine Handvoll Schrauben geworfen hatte. »Das bisschen Eimerschleppen hat schließlich noch niemandem geschadet.« Sie raffte den rechten Ärmel ihrer Soutane hoch und präsentierte den Mitschwestern einen beeindruckenden Bizeps.

Die Schwestern um sie herum murmelten missmutig auf.

»Das mag für uns gelten«, warf Isabella ein. »Wir Schwestern sollten ein entbehrensreiches Leben führen. Es mag sein, dass uns der gesellschaftliche Wohlstand über die Jahre ein wenig, nun ja, verweichlicht hat.«

»Ein wenig?« Immacolatas rechte Braue schoss so weit nach oben, dass sie beinahe vollständig unter ihrem Velan verschwand.

Isabella unterdrückte ein Augenrollen. »Dennoch ist dies ein Zustand, den wir auf keinen Fall unseren zahlenden Gästen länger antun können.«